

INITIATIVE „GEISTLICHES“ IM CUSANUSWERK



„Ich will in eurer Mitte wohnen...“ (Lev 26,11)

„Trahe me post te“ oder: Weihnachtliche Attraktionen

Impuls zum vierten Adventssonntag 2006

In dulci jubilo / nun singet und seid froh:
Unsers Herzens Wonne liegt in praeseptio /
und leuchtet wie die Sonne / matris in gremio
Alpha es et O, Alpha es et O.

O Jesu parvule, / nach dir ist mir so weh.
Tröst mir mein Gemüte, / o puer optime,
durch alle deine Güte, o princeps gloriae.
Trahe me post te, trahe me post te.

Ubi sunt gaudia? Nirgends mehr denn da,
wo die Engel singen / nova cantica
und die Zimbeln klingen / in regis curia.
Eja qualia, / eja qualia!

Erinnerung an die Sehnsucht

Weihnachten, das ist für viele Menschen das Fest, das sie in ihre Kindheit führt. Wenn ich Advents- und Weihnachtslieder singe, höre, lese, dann begegne ich vor allem der Sehnsucht wieder, die ich als Kind an ihnen gelernt habe. An Liedern wie dem verhangenen „Maria durch ein Dornwald ging“, an Sehnsuchtsliedern wie „O Heiland, rei die Himmel auf“, „O komm, o komm, Emmanuel“ und „Tauet Himmel, den Gerechten“, an dem ruhig und geheimnisvoll dahinziehenden „Es kommt ein Schiff, geladen“ und an den verheißungsvollen Weck- und Jubelrufen „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ und „Tochter

Zion, freue dich“. Die Advents- und Weihnachtszeit mag eine Zeit der Kindheitserinnerung sein. Für mich ist sie eine Erinnerung an die Sehnsucht.

Ungereimt und gereimt

„In dulci jubilo“, dieses Weihnachtslied sangen wir Kinder, bevor wir den Lateinunterricht besuchten. Ob uns der Sinn der fremdsprachlichen Einsprengsel von den Eltern erklärt worden war, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Im „Gotteslob“ sind die fremden Worte entschlüsselt. Das mochten wir früh gelesen haben. Allerdings ist meine Bekanntschaft mit diesem Lied älter als das „Gotteslob“. Wenigstens das „jubilo“ war gar kein richtiges Fremdwort. Man konnte es ohne Weiteres verstehen. Möglicherweise war das Fremde gar nicht erklärungsbedürftig – so wenig wie das „susani, susani, susani“ in „Vom Himmel hoch, o Englein kommt“.

War mir „In dulci jubilo“ jemals ein Rätsel? Ich glaube nicht. Vielleicht deshalb nicht, weil in den alten Gesängen vieles anders und wunderbar war, so dass die Rätsel dieses Liedes den üblichen Rätselrahmen keinesfalls sprengten. Oder weil das Befremdliche, das Ungereimte der Sprachmischung, durch die Überzeugungskraft der Sprache, durch die unwiderlegliche Wahrheit der Reime und Assonanzen, plausibel wurde und zu sprechen begann? Mir ist, als sei mir das Lied immer durchsichtig gewesen.

Ein himmlischer Ursprung

Erstmals erwähnt wird das lateinisch-deutsche Mischlied „In dulci jubilo“ in der geistlichen Biographie des dominikanischen Mystikers Heinrich Seuse (1295-1366).

Das Engelsfest, den 29. September, hatte der bußfertige junge Mönch mit der geistlichen Betrachtung der Freuden der Engel verbracht, die durch eine vom Gesang himmlischer Boten begleitete Erscheinung am Vorabend angeregt worden war. Nun kommt es zu einer in Seuses Vita plastisch geschilderten Begegnung mit einer Engelsschar und ihrem Fürsten, der als von Sängern, Tänzern und Musikern begleiteter junger Spielmann auftritt. Sie hinterlässt bei Heinrich einen lebenslänglich anhaltenden Eindruck. Der Spielmann fordert den Mönch auf, am Reigen der Schar teilzunehmen. Die jungen Leute ziehen ihn zum lebhaften Tanz, und der Spielmann stimmt ein Lied an, das mit den Worten „In dulci jubilo“ anhebt. Der frohe Gesang und die kühnen Freudensprünge der Tänzer ergreifen Heinrich und berühren ihn tröstend im Innersten. Seine Leiden verlieren ihre Wirklichkeit. Der Tanz erscheint ihm wie ein Ausströmen und ein Zurückfließen in den Abgrund der göttlichen Verborgenheit. Der Trost, den ihm dieses wunderbare Erleben spendete, wird sich ihm in schweren Krisen und Verdunkelungen seines Lebens erneuern.¹

¹ Vgl. Heinrich Seuse, Deutsche Schriften, hg. v. K. Bihlmeyer, Stuttgart 1907 (Reprint 1961), S. 21. Vgl. dazu Hansjakob Becker u.a. (Hg.), Geistliches Wunderhorn. Große deutsche Kirchenlieder, München 2001, 53; Christian Möller (Hg.), Kirchenlied und Gesangbuch. Quellen zu ihrer Geschichte, Tübingen, Basel 2000, 67.

Aus Seuses Darstellung lässt sich der Bekanntheitsgrad des Liedes zur Zeit der Abfassung seiner Vita erschließen: Um etwa 1360 genügte die Nennung des Liedanfangs – wie heute das Stichwort „Yesterday“ – um das ganze Lied und seine besondere Stimmung vor Augen zu führen. Das Lied, dessen Verfasserschaft und Entstehungsort unbekannt sind, ist zumeist in vier Strophen überliefert. Die uns heute geläufige dreistrophige Fassung (GL 142) ist, folgt man der Quellenlage, nicht die ursprüngliche. Die ältesten sicheren Textfassungen sind zudem im Unterschied zu dem uns vertrauten, in achtzeilige Strophen gegliederten Lied zehnzeilig. Eines der ältesten Zeugnisse, eine Leipziger Handschrift vom Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts, bietet sechs Strophen, und erst der Fassung von 1529 in Martin Luthers „Klugschem Gesangbuch“ fehlt die vierte, die Marienstrophe, die einer geschärften theologischen Wahrnehmung bedenklich erscheinen mochte, werden hier doch die Vergebung der Sünden und das ewige Leben von Maria erbeten.²

„Alpha es et O“

„The medium is the message.“ Freude ist das Medium und die Botschaft des Liedes.

Die erste Strophe fordert dazu auf, durch lieblichen Jubel, durch freudigen Gesang darauf zu antworten, dass „Unsers Herzens Wonne“ „in praeseptio“ liegt und uns vom Schoß der Mutter aus, „matris in gremio“, das Licht der Sonne spendet. Wir, die singende und feiernde Gemeinde, werden in eine enge affektive Beziehung zu dem Kind in der Krippe hineingeführt. Daraus folgt aber nichts weniger als die „Tyrannei der Intimität“ (Richard Sennett). Hier sind von Anfang an kosmische Dimensionen im Krippen-Spiel: Der in einem Futtertrog Platz findet, der auf dem Schoß der Mutter geborgen ist, ist doch zugleich unermesslich groß, fern und durch sein Leuchten unnahbar wie die Sonne. Die Sonnentermiologie der ersten Strophe führt über eine allgemeine weihnachtliche Lichterseligkeit hinaus. Christus ist die wahre Sonne, die „Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal 3,20). Sonnengleiches Licht ist Merkmal biblischer Theophanieberichte: Die „Herrlichkeit“ Gottes blitzt auch in der Geburtsnacht blendend und furchterregend auf (vgl. Lk 2,9).

So treffend es ist, das Kind als König der Herzen, genauer: als unsere Herzenslust, als unsere Herzensfreude, anzusprechen, ohne Zögern wird es auch in Worten begrüßt, die von der Rede von Gott dem Schöpfer und Vollender herkommen und die ihm allein zukommen, dem Anfang und Ende aller Dinge (vgl. Jes 48,12; Offb 1,8; 21,6; 22,13). Der in und auf dem Schoß einer Frau Raum findet, der in eine Futterkrippe gebettet werden kann, der ist „der Erste und auch der Letzte“, der ist dem gleich, von dem Jesaja weiter sagt: „Meine Hand hat die Fundamente der Erde gelegt, meine Rechte hat den Himmel ausgespannt; ich rief ihnen zu, und schon standen sie alle da.“ (Jes 48,12-13)

„Alpha es et O“: Weihnachten ist das Fest des Anfangs. Die Geburt in der Zeit lässt die Geburt „vor aller Zeit“ durchscheinen und aufscheinen. Mit der Geburt Jesu aus Maria

² Vgl. Becker, Wunderhorn, 53-55.

beginnt das große Neuwerden der Schöpfung, dessen Vollendung für das Ende der Zeiten verheißen ist (vgl. Jes 25,6-8; Offb 7,17; 21,4).

„Trahe me post te“

Die zweite Strophe steht unter den Vorzeichen sehnsüchtigen Verlangens. Ihr Ziel ist ein kleines Kind, „O Jesu parvule“, ein besonderes Kind, „o puer optime“, das im gleichen Atemzug in der Sprache biblischer Theologie als „princeps gloriae“ verehrt wird (vgl. Ps 24,7-10; Jes 60, 1-2; Dan 7,27; Mt 19,28; 24,30; 25, 31; Joh 1,14 u.ö.). Die starke Spannung zwischen intimer Nähe und der Dimension der Ferne und Höhe bestimmt und belebt auch diese Strophe. Die Bitte um kraftvollen, lebenswendenden Trost des Gemütes – es geht hier nicht um „Gemütlichkeit“ –, gilt zugleich dem kleinen Kind und dem Herrn der Herrlichkeit. Die beiden Schlussverse „Trahe me post te“ entstammen der Liebessprache des Hohenliedes (Hld 1,4). Diesen inständigen Wunsch, diese dringliche Aufforderung richtet die Liebende an den Geliebten. Die jüdischen und christlichen geistlichen Auslegungen des Hohenliedes haben hierin das Verlangen der von Gott berührten Seele erkannt, die die nächste Nähe des Unnahbaren sucht und darum die Anziehungskraft des Anziehenden beschwört.

„Ubi sunt gaudia?“

Die dritte Strophe hebt mit einer knappen Frage an: „Ubi sunt gaudia?“ Im letzten Jahrhundert hat uns auf seine Weise Sigmund Freud vor Augen geführt, dass der Mensch vor allem eines ist: ein unermüdlicher Lustsucher. Das wussten, auf ihre Weise, alle Zeiten. Die Frage „Ubi sunt gaudia“ ist also eine oder die menschliche Schlüsselfrage. Nicht wenige Menschen halten diese Frage allerdings für beantwortet. Zumeist ist es eine wie auch immer definierte Triebstruktur, die ins Feld geführt wird. Doch so schnell sind wir die alte Frage wohl doch nicht los: „Ubi sunt gaudia?“

Doch auch der Sänger unseres Liedes scheint mit einem unzweideutigen „ibi“ aufzuwarten. Die Freuden, die Wonnen, sie sind dort, wo „nova cantica“ angestimmt werden, am Hofe des Königs, „in regis curia“. „Nova cantica“ – das „Neue Geistliche Lied“ ist hier wohl kaum im Blick. Oder doch? Es geht um bestechend neue Klänge. „Heard melodies are sweet, but those unheard are sweeter“, wird der englische Dichter John Keats (1795-1821) bestätigen. Folgt man der Bibel (vgl. Ps 33,3; 40,4; 96,1; 98,1; 144,9; 149,1; Jes 42,10; Offb 5,9; 14,3), so handelt es sich bei den „nova cantica“ um die menschliche Antwort darauf, dass Gott sich dem Beter und der Beterin auf ganz neue, alle menschliche Hoffnung übertreffende, auf wahrhaft unerhörte Weise, als Gott der Menschen erwiesen hat. Die unerhörte Süße der „nova cantica“ ist der Widerschein, das irdische Echo, die menschliche Resonanz von Gottes unverhofften, ungeahnten, unerhörten Wohltaten (vgl. auch Jes 64,3; 1 Kor 2,9).

„schweben in gaudio“

„In dulci jubilo“ weist die „nova cantica“ als Engelsgesang aus. Die musizierenden Engel bilden den Hofstaat des göttlichen Königs. Wo aber liegt der Hof des Königs, an dem solche Wonnen auf uns warten?

Das erste Gebet in unserer Weihnachtsliturgie, das aus dem 4. bis 6. Jahrhundert stammende Tagesgebet der Nachtmesse, lautet: „Gott, Du hast diese hochheilige Nacht durch den Aufstieg des wahren Lichtes taghell gemacht; so lass uns, wir bitten Dich, auch im Himmel die Wonnen jenes Lichtes kosten, dessen Geheimnisse wir auf Erden erkannt haben.“

Mit dem Einsatz bei der Sonnenmetaphorik der ersten Strophe und dem Endpunkt bei der Frage nach den Freuden in der dritten Strophe spannt „In dulci jubilo“ einen ähnlichen Bogen wie diese Oration, die um den himmlischen Genuss der Freuden des wahren Lichtes bittet, das auf Erden, im Hier und Jetzt der feiernden Gemeinde, zwar im „mysterium“ erkannt, aber noch nicht als Freude durch und durch genossen werden kann.

Beide, die römische Oration und die deutsch-lateinische Mischdichtung, bringen höchste Weihnachtsfreude zum Ausdruck – eine Festfreude, deren Modus die Sehnsucht ist und bleibt. Und doch – zumindest ein Stimmungs-Unterschied zwischen den beiden Annäherungen an das Geheimnis der Weihnacht ist nicht zu überhören. Die sehnsüchtige Schwebe des „schon und noch nicht“, die „In dulci jubilo“ mit der spätantiken Oration zweifellos verbindet, gewinnt im weihnachtlichen Lied eine besondere Note gelöster Erfüllung.

Heinrich Seuse erwähnt in seinem Bericht von den himmlischen Spielleuten den Liedrefrain „Ergo merito“ („also verdienstermaßen / mit Verdienst“), der in der uns vertrauten Gotteslob-Fassung von „In dulci jubilo“ nicht mehr enthalten ist. Wahrscheinlich beschloss dieser Kehrreim die erste Strophe. Statt des heute bekannten knapperen „Alpha es et O“ lautete der Strophenschluss mit einiger Wahrscheinlichkeit: „Ergo merito / ergo merito / des sollen alle Herzen / schweben in gaudio.“³ Die wiederholte Aufforderung, die Herzen „in gaudio“ schweben zu lassen, der heitere Ruf zur verdienten, aber nicht selbstverdienten freudigen Herzenserhebung, verbreitet den Geschmack himmlischer Freude.

„Schon und noch nicht“. Gott ist auch an Weihnachten „der Fernnahe“, wie es Marguerite Porete (gest. 1310) in ihrem „Spiegel der einfachen Seelen“⁴ sagt. Die Spannung bleibt, aber hier und heute schmerzt sie nicht; sie macht lebendig, und sie lockt ins Freie wie eine unerhört süße Melodie. „Heard melodies are sweet, but those unheard are sweeter.“

„O Jesu parvule“ – „o princeps gloriae“. Die Attraktivität dieses Begehrten liegt auch in der Heiligen Nacht nicht auf der Hand. Sie ist sperrig, nicht eindimensional, sondern von herausfordernder Widersprüchlichkeit. Niedrigkeit und Hoheit, Geringheit und Herrlichkeit kommen in dem zusammen, der unser Begehren nicht erfüllen kann, ohne es zu verwandeln.

³ Vgl. dazu Becker, Wunderhorn, 53-54.

⁴ Vgl. Louise Gnädinger (Hg.), Margareta Porete, Der Spiegel der einfachen Seelen. Aus dem Altfranzösischen übertragen und mit einem Nachwort und Anmerkungen, Zürich, München 1987, 99f.